

gesetzten, hohen Chor; allerdings beim Eintreten fliegt kreischend ein Vogel auf, und die ersten Windstöße eines nahenden Gewitters fahren durch die zersprungenen Fenster, deren eines ein altes Wandbild durchschneidet, das mit der Jahrzahl 1382 datiert ist und offenbar ein Weltgericht Christi darstellt, wie es manche andre Albdorfkirche der Umgebung auch freigelegt hat. Wir betrachten die flächigen, steifen und doch so eindrucksvollen Figuren: wie alt bist du, windumbraustes Weltgericht? Die Jahrhunderte sausen vorbei und die großen Taten, Entdeckung Amerikas, Reformation, dreißigjähriger Krieg, 1682, 1782, 1882–1982? Das ist wie ein Sprung in den Nebel. Diesen sechshundertsten Geburtstag wirst du nicht mehr erleben, du Christi Weltgericht in Gruorn.

Die Männerempore hat noch Bänke, noch Spuren von Händen und Füßen und vor jedem Platz den drehbaren Haken für den Sonntagshut. Auf der Leiste aber, wo das Gesangbuch lag und die Hand sich zum Gebet faltete, liegt dick und weiß der Kot der Vögel, die offenbar nachts hier in Reihen aufsitzen. Es muß viele Arten von Vögeln hier geben, es stört sie ja auch niemand, und so bevölkern sie auch die Orgelempore, die in den Chor hineingebaut ist und den Zug seines edlen Maßwerks wohl ein wenig stört. Er trägt die Jahreszahl 1552, ein Fräulein von Reichenau soll ihn gestiftet haben. Zum Turm winden wir uns vorsichtig hinauf; schauerlicherweise sieht man durch seinen Fachwerkaufsatz durch, weit übers Land hinweg und in diese so unbeirrbar blühenden Holunderbüsche hinein. Zwei kleinere Glocken hängen noch da; die eine davon gibt beim Anschlagen einen scheppernden Wehlaut von sich. Die Turmuhr steht auf halb drei.

Der Kirchhof ist ein wehender Wald von knietiefem Gras. Wenn man den Schierling wegbiegt und den Storchschnabel, dann lassen sich auf einfachen Schmiedeeisenkreuzen mit den weißen Schildern die Namen lesen: Werner, Griesinger, Kuhn, Bleher. Ein einziges Doppelgrab ist gepflegt und das Gras ringsherum abgemäht; eine rotleuchtende Petuniensorte blüht darauf, von der Art, wie man sie an den Fenstern von Trailfingen, Rietheim und Seeburg findet, den Dörfern, wohin wohl die meisten Gruorner gezogen sind. Die Blumen weisen die Spur.

Ein schmaler Weg führt zwischen hohen Quecken zum Pfarrhaus, dort auf halber Treppe in einen Durchlaß mündend. Kräfte der Phantasie und der Versenkung in die überall gegenwärtige Vergangenheit werden rege: Wir sehen den Pfarrherrn geradezu leibhaftig, wie er da

im schwarzen Talar und mit der Bibel zu seinem Gotteshaus geht. Er mag es nicht leicht gehabt haben, der letzte Pfarrer, der hier predigte – die ihm anbefohlenen Seelen haben sich der Unbegreiflichkeit des Gehenmüssens kaum zu beugen vermocht. Wessen Bauern Herz ist nicht mit tausend handgewundenen Stricken in der Heimat verflochten?

Aber das Pfarrhaus mag eine gute Bleibe gewesen sein, eine Heimstatt für schwäbische Geister, für jene Art von kulturellem Nährboden, aus dem uns ein Mörike wuchs. Eine behagliche Zimmerflucht mit Parkett und dunklen Tapeten, gut erhalten, nur stellenweise ein wenig abgerissen. Auf der Makulatur steht eine Anzeige zu lesen, wonach ein Mann aus Reutlingen einen Apparat für Skatspieler empfiehlt, auf dem totsicher abzulesen sei, wer gegeben habe und was „Atout“ sei. Aus welch friedlichen Zeiten stammen diese Töne! Im Studierzimmer leuchtet das grüne Licht des Holunderbaums, es wird fast ein wenig dunkel darin, der Herr Pfarrer müßte die grüne Pracht beschneiden, wenn er hier noch studieren wollte. Am Küchenherd mag die Pfarrerin mit der Magd das Mittagessen besprochen haben, und oben in den Dachstuben saßen die Pfarrersbuben über dem Malkasten und verfertigten die Malereien, die dann übers Bett geklebt wurden und auch jetzt noch droben prangen. Im Untergeschoß ist noch ein Stall, wo des Pfarrers Kütschlein stand und vielleicht auch, in alter Zeit, seine Kühe; daneben der Keller, ein wurmstichiges Fäßlein und das Hängebrett für die Brotlaibe sind noch da. Manch altes Weiblein mag da abends ins Pfarrhaus geschlüpft sein, sauber im dunklen Leible mit den weißen Zöpfchen darüber und dem blauen Ausgehsschurz: „Do hane dr Frau Pfarr en Loib Brot – r' isch nui bacha“ – einfacher und schöner Dank für Zuspruch und geistliche Hilfe, und zugleich alles, was Heimat ist: Gruorner Korn, Gruorner Wasser, Gruorner Arbeitshand – mit Gruorner Holz im Gruorner „Bachhaus“ gebacken.

Im Torbogen, der uns zögernd wieder aufnimmt, haben sich an der geweißten Wand die heutigen Besucher Gruorns verewigt. Neben Namen aus Nachbarorten, Buchstaben, Unflätigkeiten und Herzen sind auch Billy aus Ohio und Pierre aus St. Denis vertreten. Sie wirken verloren und fremd in dieser grünen Stille; die Wartsaallwand eines Großstadtbahnhofes böte ihnen das Heimatrecht selbstverständlicher. Dort ebnet sich etwas ein, das hier noch augenfällig ist: Die schicksalhafte, leidensstarke Verwurzelung des menschlichen Herzens in der Heimat.

Die Stille wächst . . .

Die Stille wächst . . .
Aus ewigweiten Fernen
Taut still die Nacht,
Getragen von den Sternen,
Vom Silbermond bewacht.

Kaum daß ein Hauch
Das dunkle Land bewegt;
Die Bäume schlafen,
Und leis hat angelegt
Mein Schiff im Hafen.

Paul Häcker